

Leseprobe aus:

Kate Pepper

Der Domino-Killer



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

ERSTER TEIL

KAPITEL 1

Mit bloßen Händen in der Erde zu graben hatte etwas ausgesprochen Befriedigendes. Meine Gartenhandschuhe waren durchweicht, also hatte ich sie auf dem rissigen Zement neben dem Holzfass abgelegt, in das ich die orangefarbenen Begonien pflanzte. Im Spätsommer würden die sechs Pflanzen dreimal so groß sein wie jetzt und leuchtende wachsartige Blütendolden über den Rand des Fasses quellen. Den Blumen geduldig beim Wachsen zuzuschauen und mich an ihrer Schönheit zu erfreuen, war einer von Millionen Aspekten meiner Therapie, andererseits gehörte alles, was ich dieser Tage tat, zu meiner Genesung. So sprach «Einmal-die-Woche-Joyce», wie ich meine Therapeutin heimlich getauft hatte, wobei mir wie schon Hunderte Male zuvor mit einem inneren Lächeln einfiel, dass sie bei unserer ersten Sitzung bewusst noch einmal darauf hingewiesen hatte, dass das Wort *Joy* – Freude – in ihrem Namen enthalten sei. Damals lächelte ich zum ersten Mal seit Monaten, was sie damit natürlich hatte erreichen wollen.

Ich hatte den gesamten Vormittag draußen im Garten hinterm Haus verbracht und füllte nun die Blumentöpfe auf der Vorderseite mit den letzten der zwölf Paletten Frühling Blumen, die ich am Nachmittag zuvor aus der Gärtnerei geholt hatte. Ein Brett vom Fass war im Winter verfault und wölbte sich vor. Ich hatte nicht die Absicht, meinen neuen Vermieter damit zu behelligen; im kommenden Frühling konnte ich von meinem eigenen Geld ein neues kaufen. Ich klopfte die Erde

fest, bemerkte, dass jeder meiner abgekauten Fingernägel schwarz vor Schmutz war, und wischte mir die Hände vorn an der Jeans ab. Hier draußen war es heiß. Ich wurde auf einmal durstig, und vor meinem inneren Auge erschien das verlockende Bild eines süßen Tees mit Eiswürfeln darin. Das kühle abgedunkelte Innere meiner Einzimmerwohnung im Erdgeschoss rief nach mir. Ich bückte mich und griff nach meinen Handschuhen.

Ein verbeulter grauer Sedan hielt vor dem Backsteinhaus.

Ein Schwarzer mit einem roten Baseball-Cap drehte einen Song von Willie Nelson herunter und lehnte sich halb aus dem Wagenfenster. Jetzt bemerkte ich das Funkgerät auf dem Armaturenbrett und wusste, dass er von der Polizei war.

«Ich möchte zu Detective Karin Schaeffer.»

«Ich arbeite nicht mehr für die Polizei.»

Er ließ den Motor laufen und stieg langsam aus. Lächelte. Ich versuchte, an nichts anderes zu denken, als dass mir seine perfekt weißen Zähne gefielen.

«Billy Staples, Detective.»

Ich stand nur da. Ich war keineswegs erfreut, ihn kennenzulernen, und würde jetzt auch nichts dergleichen behaupten. Ich wollte ihn hier nicht, weil ich wusste, dass sie keine Hausbesuche machten, wenn es nur um Papierkram ging, und außerdem war mein Austritt aus der Truppe aus gesundheitlichen Gründen bereits abgesegnet und besiegelt. Persönlich kam die Polizei nur vorbei, wenn es schlechte Nachrichten gab.

«Ich habe gerade zu tun», sagte ich. Stand da in schmutzigen Jeans. In der Hand nasse Arbeitshandschuhe und einen dreckigen Spaten. Sah aus wie eine pensionierte alte Dame mit wahn-sinnig viel Zeit, obwohl ich erst dreiunddreißig war.

«Okay, Karin, ich weiß, dass Sie lieber nichts mehr mit uns

zu tun hätten. Das ist mir schon klar. Aber ich muss Ihnen etwas mitteilen.»

«Wie haben Sie mich gefunden?» Telefonbuch, Internet ... Ich hatte dafür gesorgt, dass ich nirgendwo gelistet wurde.

«Na ja, zum einen haben Sie der Rentenabteilung Ihre neue Adresse mitgeteilt.»

Selbstverständlich hatte ich das; ich brauchte die Berufsunfähigkeitsrente, um meine Miete zu zahlen, weil ich beim Verkauf des Hauses nichts herausbekommen hatte.

«Stimmt», sagte ich. «Tut mir leid, ich bin nur etwas müde. Klar denken geht heute nicht.»

«Kann ich verstehen.»

Das hatte ich inzwischen so oft gehört: Kann ich verstehen. Also wusste er Bescheid. Alle wussten Bescheid. Man hatte ja der ganzen Welt die Geschichte von Karin Schaeffers Tragödie erzählt, um sich dann der nächsten großen Schauergeschichte zuzuwenden ... nur ich konnte das natürlich nicht, ich war allein damit zurückgeblieben.

«Sie wissen, dass Sie einen Feind haben.» Klugerweise formulierte er das nicht als Frage. Selbstverständlich wusste ich, dass ich einen Feind hatte.

«Martin Price sitzt hinter Gittern», erklärte ich.

Die Medien hatten ihn den Domino-Killer getauft. In meiner Einheit nannten wir ihn JPP: *Just Plain Psycho* – einfach nur krank. Die Richterin nannte ihn die schlimmste Gefahr für unschuldige Mitbürger, der sie je begegnet war, und gab ihm lebenslänglich, insbesondere wegen der Morde an Jackson und Cece Schaeffer, meinem Mann und meiner drei Jahre alten Tochter. Davor hatte es noch andere gegeben, aber es war der Mord an meiner Familie, der JPP für immer hinter Gitter brachte.

«Er ist gestern Nacht ausgebrochen. Ihre alte Einheit in Jersey hat mich angerufen – mich gebeten, Sie aufzusuchen. Irgendwie ist niemand rangegangen, als die bei Ihnen angerufen haben.»

«Tja», sagte ich, «dann danke für die Mitteilung, falls man das in diesem Fall überhaupt sagen kann.» Ich wollte in meine Wohnung. Wollte in die Kühle meines Zuhauses. Wollte süßen Eistee. Aber Detective Staples war noch nicht fertig.

«Er hat eine Nachricht für Sie hinterlassen.»

«Eine Nachricht?» Bitte nicht. Nicht noch einmal eine Nachricht von Martin Price.

«Na ja, so eine Art Nachricht jedenfalls.»

Ich sah es schon genau vor mir, wusste bereits Bescheid.

«Auf seiner Matratze hat man drei Dominosteine gefunden: drei, fünf und eins.»

Pacific Street 351, Brooklyn, New York, die Anschrift meiner Wohnung. Kein Vergleich mit dem Haus in New Jersey, in dem ich mit Jackson und Cece gewohnt hatte. Und ein vollkommen anderes Leben. Unser Haus war so hübsch gewesen, grüne Fensterläden und eine Veranda davor, wo wir zusammen gesessen und Cece beim Spielen zugeschaut hatten. Noch immer konnte ich vor mir sehen, wie sie über den mit Löwenzahn gesprenkelten Rasen auf mich zugelaufen kam, mit nackten Beinen, in einem karierten Sommerkleidchen, ihre braunen Locken hüpfen um ihr pausbäckiges Engelsgesicht. «Mami, fang mich!», rief sie dabei.

«Und er hat Ihnen noch eine weitere Nachricht hinterlassen», sagte Bill mit leiserer, sanfterer Stimme, was mir verriet, dass er mir das jetzt lieber nicht erzählen würde.

Ich schloss die Augen. Sah noch einmal die letzte Nachricht vor mir, die er mir vor fast einem Jahr hinterlassen hatte, mit

Lippenstift hatte er es auf den Badezimmerspiegel geschrieben: *Du bist die Nächste*. Nur war es gar kein Lippenstift. Es war das Blut meiner Tochter gewesen.

«Da stand ‹Bis bald›.»

«Wessen Blut war es diesmal?»

«Sein eigenes. Er hat sich wohl selbst eine Schnittwunde zugefügt. Wahrscheinlich musste er sich irgendwo Verbandzeug stehlen, daher lassen wir gerade die Aufnahmen der Überwachungskameras von sämtlichen örtlichen Apotheken überprüfen.»

Ich nickte. Das war der logische nächste Schritt. Aber wie ich JPP kannte, hatte er seine Wunde inzwischen versorgt und war verschwunden. Darin war er beängstigend gut. JPPs Spezialität war es, eine ganze Familie der Reihe nach umzulegen.

Er hatte bereits fünf Mitglieder einer Familie ermordet. Die Aldermans hatten in Maplewood, New Jersey, gelebt, meiner alten Ecke. Nach den ersten drei Morden wurde dann langsam klar, was die Dominosteine zu bedeuten hatten, die JPP uns hinterließ. Ihre Zahlen waren Hinweise. Das Problem dabei war, sie richtig zu deuten, bevor er wieder zuschlug. Das FBI und meine Abteilung waren schon ein Jahr lang an dem Fall dran gewesen, bevor ich zur SOKO dazustieß.

Ich war gerade zum Detective befördert worden, als ich JPP mehr oder weniger durch Zufall aufspürte. Eigentlich wäre ich niemals auf die Idee gekommen, in einem der riesigen Benzintanks hinterm Highway nachzusehen. Hatte gar nicht gewusst, dass einige davon manchmal leer standen. Wir hatten einen Tipp bekommen und durchkämmten die Gegend, dabei hörte ich ein hallendes Geräusch, das klang, als käme es aus dem Inneren des Tanks. Ich stieg die Leiter an dessen Seite hinauf, und da war er, ganz unten auf dem Boden, lag auf der Seite

und schlief mit geballten Fäusten, wie Cece es als Baby getan hatte. Wie er inmitten dieser Schwaden von Benzingas schlafen konnte, hatte ich nie begriffen. Doch da lag er, Übermensch, Unmensch oder auch beides auf einmal.

Weil ich ihn entdeckt hatte, wurde ich zum Hauptgegenstand seiner Phantasien und Pläne und meine Familie zu seinem nächsten Ziel – obwohl ich das damals noch nicht ahnte. Jeder andere hätte es einfach nur für einen Zufall gehalten, aber für JPP gab es da irgendeinen verrückten tieferen Sinn.

Zwei Monate nach seiner Festnahme flüchtete er aus dem Transportbus des Gefängnisses, als man ihn ins Gericht bringen wollte, um ihm die Anklageschrift zu verlesen, Mordverdacht in fünf verschiedenen Fällen. Mit einem selbstgebastelten Klappmesser tötete er bei seiner Flucht aus dem Bus zwei Vollzugsbeamte. Versteckte sich. Zog herum, wie auch immer er das anstellte. Fand meine Familie, und der Rest ist bekannt.

Wann immer ich jetzt an unseren Rasen dachte, sah ich unwillkürlich sechs Dominosteine, die weithin sichtbar im Gras lagen – die ersten drei Zahlen von Jacksons und Ceces Sozialversicherungsnummern –, tatsächlich allerdings waren die Dominos erst entdeckt worden, als das Gras abgemäht wurde und mein Mann und mein Kind bereits tot waren. JPP hatte uns «gewarnt», seine Art, uns noch eine Chance zu geben, damit wir den Kopf rechtzeitig aus der Schlinge ziehen könnten. Nach seinen Vorstellungen hatte er sich absolut fair verhalten, bevor es kam, wie es kommen musste. Wie er vorging, war dabei von beängstigender Effektivität, er hielt sich genau an seinen vorgefassten Plan. Mein ehemaliger Partner Mac versuchte mich mit allen Mitteln davon zu überzeugen, dass es nicht mein Fehler war, dass wir die Dominosteine nicht rechtzeitig entdeckt hatten. Sie hatten im hohen Gras gelegen. Jack-

son und ich waren das ganze Wochenende mit Erledigungen beschäftigt gewesen, und so blieb der Rasen ungemäht. Das Schlupfloch, unsere einzige Chance, war uns entgangen. Und dann tauchte JPP eines frühen Morgens auf, nachdem ich zur Arbeit gefahren war und Jackson mit Cece allein im Haus gelassen hatte. Mac hatte mich so verzweifelt zu überzeugen versucht, dass ich unmöglich hätte wissen können, dass die Dominosteine dort lagen und JPP meine Familie zu seinen nächsten Opfern auserkoren hatte. «Du hättest genauso verrückt sein müssen wie er, um darauf zu kommen», sagte er. Aber Mac hatte mich damit nicht trösten können. Jackson war tot. Cece war tot. Und es war meine Schuld.

Ich war nach Brooklyn gezogen, weil die Gegend sich vollkommen von jeder anderen unterschied, in der ich je zuvor gewohnt hatte. Ich versteckte mich dort, wo mich eigentlich jeder sehen konnte; vor allem vor mir, wenn ich ehrlich war, JPP saß ja hinter Gittern und konnte mich nicht mehr verfolgen. Alle fanden die Idee gut. Sich in der Masse zu verlieren schien sicherer, als irgendwo allein auf dem Land vor mich hinzuleiden. Wie hatte er mich gefunden? Ich war erst vor vier Monaten hergezogen und hatte Stunden im Netz und am Telefon zugebracht, um alle Spuren zu beseitigen, die auf meinen neuen Aufenthaltsort hätten hindeuten können. Aber so war JPP: Wenn er jemanden aufspüren wollte, fand er Mittel und Wege.

«Steigen Sie ein», sagte Detective Billy Staples. «Ich habe Anweisung, Sie aufs Revier zu bringen.»

Ich wusste nicht, wie ich das finden sollte: Natürlich war es selbstverständlich, dass man versuchte, mich aus der Gefahrenzone zu schaffen, und trotzdem wollte ich nicht mit. Das hatte ich alles schon hinter mir. Die Polizei mochte ja ihr

Möglichstes tun, um mir die Haut zu retten, aber jener Teil, der in Wahrheit der Rettung bedurfte – mein Herz und meine Seele –, war ganz allein mein Problem. Genau daran arbeitete ich nun seit Monaten rund um die Uhr, war ausschließlich damit beschäftigt, auch die «kleinen Freuden des Lebens» wieder zu erkennen, wie Joyce es ausdrücken würde. Sie hatte gar nicht erst davon geredet, dass ich Freude «empfinden» oder gar «glücklich sein» sollte, weil ich so weit noch lange nicht war. Ich versuchte bisher einfach, nicht zusammenzubrechen, und ich hatte gelernt, dass ich dafür schon selbst sorgen musste. Wenn ich jetzt ein Polizeirevier betrat oder sonst irgendwohin ging, wo mich alles und jedes an mein altes Leben erinnerte – das Leben, das mich genau an diesen Punkt gebracht hatte –, wäre das zu viel für mich, glaubte ich. Ich brauchte meine Ruhe und meine Wohnung, im Augenblick zumindest.

«Kann ich auch ablehnen?»

«Ich wüsste nicht, welche Alternative Sie hätten.»

«Ich bleibe hier.»

«Nein, Karin, Sie müssen mitkommen. Hier sind Sie nicht sicher.»

Was heutzutage noch sicher für mich war, durfte durchaus als diskussionswürdig gelten. «Ich glaube nicht, dass Sie das Recht haben, mich zu zwingen, Detective Staples.»

Er schob die Hände in die Hosentaschen und starrte mich an. Auch er hatte Jeans an, nur waren seine sauber. «Okay», sagte er. «Wie Sie wollen. Aber wir postieren uns hier draußen, nur für alle Fälle. Außerdem möchte ich, dass Sie mich sofort anrufen, falls Sie es sich anders überlegen.» Er gab mir seine Karte, glänzende blaue Buchstaben auf weißem Grund, die darüber Auskunft gaben, wie man ihn beim New Yorker Police Department erreichte.

«Danke.» Ich steckte die Karte in meine Hosentasche. «Ich brauche nur ein bisschen Zeit zum Nachdenken, dann melde ich mich.»

Nach kurzem Schweigen fragte er: «Müssen wir uns Sorgen um Sie machen?»

«Müssen. Wollen.» Ich lächelte, er allerdings nicht. Er hatte recht, es war nicht komisch. Ich wusste, worauf er anspielte: Vor neun Monaten hatte ich versucht, mir das Leben zu nehmen. «Nein, Sie müssen sich keine Sorgen machen. Darüber bin ich hinweg.»

Am Himmel zog eine Wolke vorüber, und die Sonne schien Staples hell ins Gesicht, offenbarte die Linien, die wie eine Landkarte die hohen Wangenknochen überzogen, und ein paar graue Haare an den Schläfen. Ich hatte ihn auf ungefähr dreißig geschätzt, aber er musste tatsächlich zehn Jahre älter sein. Er nickte und wandte sich zum Wagen um, schaute dann noch einmal zurück.

«Ich hätte Sie übrigens kaum erkannt, Sie sehen Ihrem Foto nicht besonders ähnlich.»

Nein, tat ich nicht. Auf dem Bild, das man von mir für die Personalakte gemacht hatte, war mein Haar rot und schulterlang, und ich hatte breit gelächelt. Der Fotograf hatte Witze gerissen an jenem Tag, aber vielleicht machte er das immer so, damit die Bilder nicht wirkten wie aus der Verbrecherkartei.

«Das ist fünf Jahre alt.»

Er nickte verständnisvoll. «Eine ganze Ewigkeit.»

«Danke, Detective. Ihre Nummer habe ich ja.»

Er fuhr davon, und ich schloss das schmiedeeiserne Tor auf, das bei den meisten Häusern hier vor dem Eingang im Erdgeschoss angebracht war, etwas weiter dahinter kam dann die eigentliche Tür. Im Zwischenraum befand sich in der Wand

eine kleine Abstellkammer, in die ich alles hineinwarf, was ich nicht mit ins Haus nehmen wollte, zum Beispiel einen Sack Steinsalz, den ich kurz nach meinem Einzug gekauft hatte, um im Winter den vereisten Weg zum Haus zu streuen, und die schmutzigen Gartengeräte, die ich darin nun verstaute. Die Innentür hatte in der oberen Hälfte ein Glasfenster und ein lächerliches Schloss, das ich meist offen ließ. Jetzt drehte ich den Schlüssel herum und stand in meinem Flur. Selbst das beste Schloss der Welt konnte JPP nicht aufhalten, wenn er hineinwollte, das wusste ich.

Ich hatte mir Mühe gegeben, meine neue Wohnung so gemütlich wie möglich einzurichten, eher wie das Apartment, in dem ich damals wohnte, bevor Jackson und ich gemeinsam das Haus gekauft und unser zusammengewürfeltes Mobiliar entsorgt hatten, um uns, dem neuen Paarstatus gemäß, erwachsener und stilvoller einzurichten. Ich hatte unser Haus möbliert verkauft und hier wieder alles neu angeschafft, hatte Sachen vom Straßensperrmüll geholt oder billige Möbel aus Anzeigenblättern herausgesucht. Ich kaufte nur das, was mir *gefiel* und was ich *wollte*. Gemäß einer Anweisung von Joyce. Keine Vernunftentscheidungen oder sonstigen Vorgaben. Mit einer Ausnahme: Sie hatte mir explizit geraten, in der Nähe der Eingangstür einen Spiegel anzubringen, damit ich mich beim Kommen und Gehen ansehen konnte. Dadurch sollte ich rechtzeitig bemerken, wenn ich wieder in «Zombietrance» verfiel. Über einem Schuhregal hängte ich also einen riesigen Spiegel mit unechtem Goldrahmen auf. Jede seiner vier Ecken zierte ein pausbäckiger Engel, der mit einem Pfeil auf das Spiegelbild zielte, die sollten wohl dafür sorgen, dass man sich schön fühlte, wenn man hineinsah wie ein Günstling der Liebe.

Heute jedoch fühlte ich bei meinem Anblick gar nichts.

Was ich empfand, war eher eine dumpfe Gefühlsstarre, an die ich mich seit meinem Selbstmordversuch gewöhnt hatte. Mehr brachte ich nicht zustande, und es war immerhin besser als Verzweiflung. Ich betrachtete mich, das lange Haar, das ich auf Joyce' Drängen blond gefärbt hatte; in den Wochen nach dem Mord an meiner Familie war mein Haar für immer ergraut, und Joyce sagte, dass sie schockiert gewesen sei, wie alt ich ausgesehen hatte, als sie mich Monate später traf. Sie entschied, dass es mir nicht guttäte, «wie ein Gespenst herumzulaufen». Nachdem ich mir die Haare gefärbt hatte, kam ich mir ohne ihren Naturton vor wie eine leere Leinwand, als ob ich auch jede andere sein könnte, überall sonst auf der Welt, ohne meine eigenen Erinnerungen. Ich musterte mich. Groß. Dünn. Flach. Sehnige Glieder wie die eines Jungen. Der Gesichtsausdruck eine leere Wand zwischen Erinnerung und Gefühl. Ich spürte keine Angst, ich hatte nichts mehr zu verlieren.

Ich wusste, was ich wollte. Ich wollte, dass er mich fand.

Dann wäre all das endlich für immer vorbei.

KAPITEL 2

Früher am Morgen hatte ich eine große Kanne Tee gekocht, ihn mit Honig gesüßt und auf dem Herd zum Abkühlen stehen lassen. Jetzt füllte ich etwas davon in ein Glas voller Eiswürfel und nahm einen kräftigen Schluck. Meine Hände waren noch immer schmutzig; ich hatte mir gar nicht erst die Mühe gemacht, sie zu waschen, da ich gleich wieder nach hinten in den Garten wollte, um die eingepflanzten Blumen zu gießen. Es sollte eine weitere volle Woche nicht regnen, und wenn ich mich nicht mütterlich um sie kümmerte, würden sie bald welk werden. Schon als ich es dachte, fiel mir auf, wie schnell das alles keine Rolle mehr spielen konnte – nicht für die Blumen, sondern für mich. Aber solange ich noch auf dieser Erde wandelte, würde ich mich nicht totstellen, selbst wenn ich mich dazu zwingen musste; darauf hatte Joyce immer wieder gedrängt, und sie hatte recht damit.

Ich trank das Glas leer und schenkte mir wieder ein, dann setzte ich mich an den Küchentisch, um nachzudenken. Vieles von dem, was Joyce und ich in den letzten Monaten besprochen hatten, schwirrte mir durch den Kopf. *Tu so, als würdest du wollen. Gib nicht auf. Leb weiter. Der Rest kommt dann von allein.* Sie erklärte erst gar nicht groß, was «der Rest» eigentlich sein sollte, wagte es nie, von «Glück» zu sprechen, weil sie wusste, dass ich an meins nicht mehr glaubte. Und ich vermute, ihr war auch bewusst, dass ich mich heimlich noch immer nach dem Tod sehnte. Genau damit musste ich im Moment kämpfen: mit dem andauernden Verlangen, bei Jackson und Cece zu sein, *auf*

der anderen Seite. Tatsächlich stellte ich es mir genau so vor, ein Hier und ein Dort, eine Seite, auf der ich mich befand, und sie auf der anderen, wo ich sie wiederfinden würde, falls es mir nur gelänge, die Zauberwand zwischen uns zu überwinden. Ich wollte fort von hier. Ich wollte *weg*.

Aber vor sechs Monaten hatte Joyce sich eingeschaltet, hatte meine Familie und Freunde zusammengerufen – meine Eltern, meinen Bruder Jon, seine Frau Andrea, selbst mein alter Partner Mac war dabei gewesen –, und ich hatte geschworen, dass ich zumindest ein Jahr lang nicht versuchen würde mich umzubringen. «Nur ein Jahr», hatte Joyce gesagt und hinzugefügt: «Der Vertrag ist danach natürlich verlängerbar!» Alle hatten bei dem Satz gelacht, und ich liebte sie, war ihnen dankbar, weil sie meinerwegen hergekommen waren, und nahm mir vor, diesen Schwur, den ich ihnen geleistet hatte, nicht zu brechen.

Nur: Was, wenn ich einfach hierblieb und mich von JPP erwischen ließ? Rein technisch gesehen, bedeutete Selbstmord ja, durch die eigene Hand zu sterben, und ich würde doch keinen Finger rühren. Er würde mir die ganze Arbeit abnehmen. Und ich konnte endlich zu Jackson und Cece davonschweben, an den einzigen Ort, an dem ich wirklich sein wollte.

Ich ging zur Spüle und stellte mein leeres Glas ins Waschbecken. Ein Fenster ging hinaus auf den Garten, und ich sah, dass die Sonne in ihrem Zenit stand. Die neuen Blumenstauden welkten bereits. Nun ja, noch war ich hier, und so lange wollte ich nicht in Gleichgültigkeit versinken und mich stattdessen um sie kümmern.

Draußen entwirrte ich den grünen Gartenschlauch, der sich zu einem widerspenstigen Knäuel vor dem Zaun zusammengerollt hatte wie eine Schlange. Während ich die drei Blumenbeete und alle sieben Pflanztöpfe goss, betrachtete ich das

Haus und den Garten, die mir noch immer fremd vorkamen und die doch mein Heim waren.

Das braune Versiegelungsmittel auf der hinteren Hauswand schien relativ frisch aufgebracht worden zu sein; echter Sandstein war teuer und deshalb meist den eleganteren Fronten der Häuser vorbehalten, aus denen dieser gesamte Block bestand. Seit ich nach New York gezogen war, hatte ich gelernt, dass ein Block einem einzelnen Quadrat im Straßennetz entsprach, die Häuser schlossen in der Regel nahtlos aneinander an und bildeten so die Außenkanten, und in der Mitte befand sich eine große Fläche für den Innenhof. Das Haus, in dem ich wohnte, hatte drei Stockwerke. Eine Feuertreppe existierte nicht. Im Falle eines Brands oder anderen Notfalls musste man das Gebäude übers Dach betreten oder verlassen. Eine kluge Art zu bauen, wenn man darüber nachdachte. Stadtplanerisch betrachtet, ermöglichte es sowohl kleinere Hausgemeinschaften innerhalb der größeren Nachbarschaft als auch genug Raum für die Privatsphäre der einzelnen Parteien.

Auf Augenhöhe wirkte die rasterartige Anordnung der Häuser und Innenhöfe sehr viel persönlicher. Der Garten hinterm Haus, in dem ich gerade stand und meine Pflänzchen bewässerte, war rechteckig und mit einer gepflasterten Terrasse vor der Küchentür ausgestattet; er gehörte zu meiner Wohnung, und seine Nutzung war mir allein vorbehalten. Jedes Haus besaß so einen Garten, die meisten davon waren durch Zäune voneinander getrennt. Ich hatte gehört, dass einige dieser Zäune Pforten hatten und die Nachbargärten so miteinander verbanden, aber da meine Wohnung sich im Erdgeschoss befand und ich dadurch keinen erhöhten Ausblick von den Fenstern hatte, war mir das selbst noch nicht aufgefallen. Im Keller allerdings, wo ich meine Wäsche wusch und wo mein

Fahrrad stand, hatte ich eine Tür gesehen, die von meinem Haus ins nächste nebenan führte.

Sie sah aus wie eine selbstgezimmerte Behelfstür, die ein ehemaliger Besitzer des Hauses dort aus einem inzwischen ver-gessenen Grund eingepasst hatte. Vielleicht gab es noch wei-tere solcher Durchgänge in anderen Kellern meines Blocks. Das war etwas, worauf ich Detective Staples aufmerksam machen konnte; seine Nummer steckte ja gleich hier in meiner Hosenta-sche. Mein Handy befand sich ebenfalls in der Hosentasche. Ich konnte es jetzt sofort tun: den Gartenschlauch weglegen, mein Telefon und Billys Nummer zücken und anrufen. Ihm genau sagen, was er und seine Kollegen unternehmen konnten, um mich zu beschützen – ihnen von den miteinander verbunde-nen Kellern und Gärten erzählen, die verborgene Wege in den Gebäudekomplex und wieder hinaus boten – als Ergänzung zu den offensichtlichen Maßnahmen, die man zu meinem Schutz ergreifen würde. Mir war bewusst, dass dann in kürzester Zeit Ermittler in Zivil die Straße hinauf und hinunter stehen wür-den und wahrscheinlich auch in allen anderen Straßen, die an den quadratischen Gebäudekomplex mit dem großen Innen-hof angrenzten. Wahrscheinlich stationierte man irgendwo auch eine Spezialeinheit, die in ihrem Versteck lauerte. Und am Himmel würde ein Hubschrauber die Gegend absuchen. Martin Price war ein gefährlicher entflohener Schwerverbre-cher, ein Serienkiller mit einer blutigen Karriere, und er hatte meine Adresse als sein nächstes Ziel angegeben. Polizei und FBI würden auf ihn warten und gleichzeitig auf mich acht-geben. Ich dachte darüber nach. Ja, ich konnte es natürlich tun: ihnen mehr Informationen an die Hand geben, damit sie mich besser beschützen konnten. Oder ich konnte einfach weiter meinen Garten bewässern.